

Über die Autorin:

Ángeles Doñate ist Journalistin und Schriftstellerin. Sie ist eine große Tierfreundin und hat in dem Bereich auch schon einige Bücher veröffentlicht (z. B. »La Sonrisa de un Perro«). Als Co-Autorin hat sie ebenfalls Bücher über und für Kinder geschrieben (z. B. »Dios explicado a mi hijo« – Wie ich meinem Kind Gott erkläre).

ÁNGELES DOÑATE

Der schönste Grund,
Briefe zu schreiben

ROMAN

Aus dem Spanischen
von Anja Rüdiger

KNAUR 

Die spanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»El invierno que tomamos cartas en el asunto« bei Ediciones B, Barcelona.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2017

Knaur Taschenbuch

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten.

© 2016 Ediciones B, Barcelona

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe

Thiele & Brandstätter Verlag, München

Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: Christina Krutz, Biebesheim am Rhein

Coverabbildung: Birgit Tyrrell / Arcangel

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51978-3

*Alle Liebesbriefe sind
lächerlich.*

Sie wären nicht Liebesbriefe, wären sie nicht lächerlich.

*Auch ich schrieb zu meiner Zeit Liebesbriefe,
wie alle anderen,
lächerlich.*

*Die Liebesbriefe,
falls Liebe vorhanden ist,
sind notgedrungenermaßen
lächerlich.*

*Letztlich jedoch sind nur die Leute,
die niemals Liebesbriefe geschrieben haben,
lächerlich.*

*Was gäbe ich um die Zeit, in der ich,
ohne es zu bemerken,
Liebesbriefe verfasste,
lächerliche.*

*Wahr ist, heute sind nur
meine Erinnerungen
an diese Liebesbriefe lächerlich.*

*(Alle Wörter mit dem Akzent auf der
drittletzten Silbe
sind wie die Gefühle von Hause aus
lächerlich.)¹*

FERNANDO PESSOA
unter dem Pseudonym ÁLVARO DE CAMPOS

I

Erinnerungen auf Papier

Eine der angenehmen Seiten beim Lesen alter Briefe ist das Bewusstsein, dass man sie nicht beantworten muss.

LORD BYRON

»Wer braucht denn noch eine Briefträgerin in einer Welt, in der keine Briefe mehr geschrieben werden?«, sagte Sara niedergeschlagen.

Der Klang ihrer traurigen Stimme hing noch eine Weile im Raum und machte dann einer schwerwiegenden Stille Platz, die in jeden Winkel drang.

Ihre Nachbarin Rosa hatte das Gefühl, dass genau in diesem Moment in ihrem Dorf und in ihrem Herzen der Winter begann. Sie betrachtete die Kacheln an den Wänden ihrer Küche, von denen einige bereits so abgenutzt waren, dass sie zu bröckeln begannen. Dann wanderte ihr Blick weiter zu dem kleinen Schrank, in dem sie ihre Töpfe und Teller aufbewahrte, und schließlich zur mit Saras Hilfe gerade gefüllten Vorratskammer. Mit ihren achtzig Jahren reichten ihre Kräfte an manchen Tagen nicht einmal mehr aus, um diese alltäglichen Dinge zu erledigen.

Gedankenverloren rieb sie über den goldenen Trauring an ihrer beinah transparent wirkenden linken Hand. Immer wenn etwas Unangenehmes drohte, suchte sie auf diese Art nach Unterstützung. Sie war sich sicher, dass ihr Mann Abel sie von da aus, wo er jetzt war, begleitete und ihr Kraft gab.

»Aber, Sara ...«, murmelte Rosa, »bist du denn sicher, dass ...?«

Sie wagte es nicht, die Frage auszusprechen, aus Angst vor der Antwort, die sie dennoch bekommen würde.

»Die Postfiliale hier in Porvenir soll geschlossen werden. Gleich nach Weihnachten wollen sie mich nach Madrid versetzen. Sie nennen es ›optimale Nutzung der Ressourcen‹ oder ›Kostenreduzierung‹ oder was weiß ich ... So etwas in der Art stand jedenfalls in der Mail, die ich von der Zentrale erhalten habe.«

Schon in zwei Monaten, dachte die alte Dame.

»Das ist eine Zumutung, schließlich bin ich keine zwanzig mehr und habe drei Kinder«, erklärte Sara hilflos. »Ich bin in diesem Dorf aufgewachsen, und meine Kinder sind hier geboren. Wir sind hier doch alle wie eine große Familie. Wenn ich versetzt werde, wird alles anders.«

Sie sah aus dem Fenster. Wie zu sich selbst sagte sie dann leise: »Ich werde verrückt in dem Straßengewirr der Großstadt, aber ich habe keine andere Wahl, als der Versetzung zuzustimmen. Schließlich muss ich von meinem Gehalt vier Menschen ernähren.«

Nur ein paar Stunden später blickte Rosa auf die kleine Uhr auf ihrem Nachttisch. Es war kurz vor Mitternacht. Seit Sara gegangen war, klopfte ihr Herz wie verrückt. Es pochte in ihren Schläfen und hinderte sie hartnäckig am Einschlafen.

Sie hatte zwei Tassen Lindenblütentee getrunken und, dem Rat ihres Arztes folgend, eine leichte Suppe gegessen. Dann hatte sie das Geschirr abgewaschen, die Linsen für den nächsten Tag eingeweicht und die saubere Wäsche gefaltet.

Doch nichts davon hatte die schlechte Nachricht aus ihrem Bewusstsein verdrängen können: Ihre Nachbarin würde in Kürze nach Madrid versetzt! Sosehr sie sich auch bemühte, es gelang ihr einfach nicht, sich Porvenir ohne Sara vorzustellen. Dieses Dorf hat nichts Besonderes, keine präromanischen Klöster oder irgendwelche Freiheitskämpfer, die hier das Licht der Welt

erblickt haben, aber es ist unser Dorf, dachte sie ein wenig trotzig, während sie im Schrank nach ihrem Nähzeug suchte. Und das reichte ihrer Meinung nach aus, es zu lieben.

Porvenir war ein kleines Gassenlabyrinth aus altem Stein und Ziegeldächern, in dem etwa tausend Einwohner lebten, dazu gab es etwa noch ein Dutzend vereinzelte Häuser in den Wiesen und Feldern rundherum. In den letzten Jahren waren auch ein paar moderne Wohnanlagen gebaut worden, die den Ort wie ein Ring umschlossen. Für Rosa jedoch waren die Neuhinzugezogenen Fremde. Sie war davon überzeugt, dass sie mit dem Ausbau des Hochgeschwindigkeitszuges und der Immobilienspekulation hier gelandet waren und genauso schnell wieder verschwinden würden.

Aber wie konnte es sein, dass Sara, ihre liebe Sara, noch vor diesen Leuten gehen musste?

Rosa dachte an jenen Tag im Winter, als Sara geboren worden war. Damals hatte es heftig geschneit.

Jemand hatte an ihre Tür geklopft. Es war ihr Nachbar gewesen, der kreidebleich vor ihr stand. Völlig verzweifelt hatte er ihr erzählt, dass seine Frau in den Wehen lag und der Arzt es wegen des Wetters nicht mehr rechtzeitig schaffen würde. Rosa hatte erschrocken auf ihre Hände geblickt und gleichzeitig gewusst, dass es keine andere Möglichkeit gab.

»Deine Mutter und ich haben dich gemeinsam zur Welt gebracht«, hatte sie gern zu Sara gesagt, als diese noch ein kleines Mädchen war. »Dein Vater wurde schon beim ersten Blutstropfen ohnmächtig, und der Arzt kam erst, als wir dich schon gesäubert hatten.«

Rosa, die selbst keine Kinder hatte bekommen können, hatte damals aus nächster Nähe erfahren, wie es war, ein Kind zu gebären.

Und nun spürte sie, wie die Angst in ihr hochstieg. Sie setzte sich in einen Sessel in ihrem Wohnzimmer und schlang die

Arme um sich. Denn bei all den Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, war eines gewiss: Wenn Sara versetzt würde, würde sie allein in diesem Haus zurückbleiben. Sie zitterte, wenn sie nur daran dachte.

In ihrer Hochzeitsnacht hatte sie zum ersten Mal hier geschlafen, mit Abel, ihrem frisch angetrauten Mann. Es war ein schlichtes, aus ockerfarbenen Steinen errichtetes Haus. Der Mann, der es gebaut hatte, hatte sich nur eine Zierde erlaubt: eine schmiedeeiserne Wetterfahne mit einer Eule darauf. »Das Tier der Weisheit«, hatte Abel gern gesagt.

Im Erdgeschoss befand sich die Garage, in der ersten Etage hatten damals sie gewohnt und in der zweiten Etage die Schwiegereltern. Als sie starben, hatte ihr Mann das Haus geerbt. Und nachdem sie erfahren hatten, dass sie keine Kinder haben konnten, hatten sie die leer stehende obere Wohnung vermietet. Wenige Monate später wurde Sara geboren.

Für Rosa war es eine glückliche Zeit gewesen, und die Erinnerung daran ließ ihren Herzschlag wieder ruhiger werden. Die kleine Sara war fröhlich durchs Haus gelaufen, an den Samstagen hatten sie Karten gespielt, beim Wäscheaufhängen auf der Dachterrasse fröhlich geplaudert, und im Sommer waren sie Brombeeren sammeln gegangen. Später hatte Sara geheiratet und das erste, das zweite und das dritte Kind bekommen.

Doch eines Tages war plötzlich Dunkelheit in ihr Leben eingezogen.

Abel starb bei einem Autounfall.

Und kurz darauf hatte Saras Mann die Familie verlassen, und sie war mit den drei Kindern und jeder Menge offener Rechnungen allein zurückgeblieben. Saras Eltern, die das Elend ihrer Tochter hilflos mit ansehen mussten, waren darüber krank geworden. Und so wie Rosa geholfen hatte, Sara auf die Welt zu bringen, stand sie deren Mutter bei, als diese die Welt verließ.

Nach und nach füllte die Lebensfreude der drei Kinder die Lücken, die die anderen hinterlassen hatten. Sara und Rosa hat-

ten sich daran gewöhnt, mit dem, was sie verloren hatten, zu leben, und sich in ihrem stillen, zufriedenen Dasein eingerichtet, das nun von einer Mail aus Madrid bedroht wurde.

Um sich abzulenken und zur Ruhe zu kommen, begann Rosa zu stricken. Doch während sie Masche an Masche reihte, gingen ihr die beunruhigenden Gedanken nicht aus dem Kopf: Wie sollten Sara und ihre Kinder weit weg von Porvenir, ohne die geliebte Umgebung und ihre Freunde, zurechtkommen? Und auch wenn sie sich ein wenig egoistisch fühlte, drängte sich ihr dazu auch immer wieder die Frage auf, wie sie ohne Sara zurechtkommen sollte.

Sie unterbrach ihre Arbeit und ließ abrupt das Strickzeug sinken. Denn da war noch eine Sache, die sie bei all ihren Sorgen nicht vergessen durfte: Das Postamt, das bereits seit über hundert Jahren bestand, sollte geschlossen werden. Auch das war eine nicht zu unterschätzende Bedrohung, die sich über Porvenir zusammenbraute. Und alle lagen ahnungslos in ihren Betten, alle außer ihr, einer armen alten Frau, die nicht schlafen konnte und der Katastrophe wehrlos gegenüberstand.

Sara wurde von einer Erschöpfung erfasst, die durch Schlaf nicht zu heilen war. Dennoch beschloss sie, zurück ins Bett zu gehen.

Zwei Stunden waren vergangen, und noch immer lag Rosa wach und blickte auf die Zeiger der kleinen Uhr. Ihre aufgeregten Überlegungen ließen sie nicht schlafen. Wie bei einem Wollknäuel, das nach und nach abgerollt wurde, reihte sich ein Gedanke an den anderen. Und so kam sie irgendwann in der Vergangenheit an, in einer Zeit, als sie selbst noch jung war.

Damals hätte sie gewusst, was zu tun war, denn sie war ein unerschrockenes, unternehmungslustiges junges Mädchen gewesen. Wenn sie gerade mal nicht damit beschäftigt gewesen war, der Lehrerin zu helfen, die aufsässigen Kinder zu bändigen, ließ sie sich von ihrer Großmutter das Stricken beibringen oder leis-

tete ihrem Vater in dessen Lebensmittelgeschäft Gesellschaft. Deswegen hatte Abel sich in sie verliebt. »Es gibt keine Mauer, die hoch genug ist, um dich aufzuhalten«, hatte er am Tag ihrer Hochzeit zu ihr gesagt. Dem schönsten Tag ihres Lebens ... oder beinah.

In diesem Moment stahl sich ein Name auf ihre Lippen, den sie seit Jahrzehnten nicht mehr ausgesprochen hatte: »Luisa.«

Die Vergangenheit enthält immer auch schmerzhaftes Erinnerungen. Und wenn man seinen Erinnerungen nachhängt, läuft man Gefahr, ihnen zu begegnen, sagte sie sich, während sie eine heimliche Träne fortwischte.

Luisa und sie waren gleich am ersten Schultag zu unzertrennlichen Freundinnen geworden, die alles gemeinsam unternahmen. Luisa hatte in dem Haus am äußersten Dorfrand gewohnt und war ein schüchternes, liebes und ruhiges Mädchen – der perfekte Ausgleich für ein Energiebündel, wie sie selbst es war. Sie verbrachten jeden Tag der Woche zusammen, im Winter und im Sommer. In der Schule lernten sie gemeinsam Lesen, Schreiben und Rechnen und gingen später beide zum Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht.

Als sie aufhörten, mit Puppen zu spielen, erkundeten sie die Gegend auf ihren Fahrrädern. Eines Tages wurden sie, ein paar Kilometer vom Dorf entfernt, vom Regen überrascht und suchten Schutz in der kleinen Marien-Wallfahrtskapelle, die an der staubigen Landstraße lag und nicht viel mehr war als ein einfaches quadratisches Steingebäude mit einem undichten Dach. Am Eingang gab es einen Türklopfer, der den Kopf eines Engels darstellte, eines Engels mit schielendem Blick. Der Legende nach war dieser von einem auf Rache sinnenden Schmied dort angebracht worden, der in zweiter Ehe eine verwitwete Bäuerin geheiratet hatte. Diese hatte einen Sohn, der ein kleiner Teufel war und seinem Stiefvater das Leben zur Hölle machte. Irgendwann, als der Schmied einmal besonders verärgert war, fertigte er den Engel an, der genau wie sein lebendes Vorbild schielte. Als

der Mann den Türklopfer mit dem Engelskopf fertig hatte, sah er diesen ernst an und sagte: »Jetzt wirst du all die Schläge erhalten, die du verdienst, auch wenn nicht ich sie dir verpassen werde, damit deine Mutter nicht böse auf mich ist.«

Die beiden Freundinnen schlugen der Tradition gemäß lachend ein paarmal mit dem Engel gegen die Tür. Als sie eintraten, stellten sie überrascht fest, dass in der Kapelle neben einem olivgrünen Rucksack ein junger Mann auf dem Boden saß, der nur wenige Jahre älter war als sie. Er sah sie lächelnd an, und seine Augen glänzten im Halbdunkel der Kapelle. Die Mädchen kannten ihn, wenn sie auch nicht gleich wussten, woher.

Sie setzten sich neben ihn und warteten darauf, dass der Regen nachließ. Unterdessen erklärte er ihnen, dass er seinen Militärdienst abgeleistet habe und nun auf dem Rückweg ins Dorf sei. Er untermalte seine Erzählung gestenreich mit seinen schönen kräftigen Händen, die Rosa von da an nicht mehr aus dem Kopf gingen.

Die Zeit verflog. Und als das Unwetter vorbei war, eilte der Soldat nach einem kurzen Abschied hinaus, dem Wiedersehen mit seinen Freunden entgegen. Er hatte den Mädchen nicht gesagt, wie er hieß, dennoch wussten sie noch am selben Abend seinen Namen: Abel.

In den folgenden Wochen sprachen die beiden Freundinnen nur selten über den jungen Mann, doch die Erinnerung an ihn nahm in ihren Herzen einen immer größeren Raum ein.

Sie sahen ihn erst beim Dorffest zum Ende des Sommers wieder. An diesem Abend war Luisa ganz besonders hübsch, und Abel tanzte öfter mit ihr als mit allen anderen Mädchen. Daher beschloss Rosa, ihre gerade erst erwachten Gefühle hinter einer gespielten Gleichgültigkeit zu verstecken und den jungen Mann zu vergessen.

Nach dem Tanzabend wagte Luisa es nicht, Abel noch einmal anzusprechen. Sie war zu schüchtern. Wenn sie ihn auf der Straße

sah, versteckte sie sich in irgendeinem Hauseingang. Wenn sie sich in einem Geschäft begegneten, senkte sie den Kopf und hob erst wieder den Blick, wenn sie sicher war, dass er zur Tür hinaus war. Sie hatte sich bis über beide Ohren verliebt, zumindest glaubte sie das, denn sie hatte keinen Appetit mehr und konnte an nichts anderes mehr denken als an Abel.

Rosa machte sich Sorgen und schlug ihrer Freundin vor, etwas zu unternehmen. Sie heckten einen Plan aus, der ihnen zunächst perfekt erschien: Rosa würde das Vertrauen des jungen Mannes gewinnen und ihm dann von Luisas Gefühlen erzählen, um herauszufinden, ob sie erwidert wurden. Ähnlich wie La Celestina in Fernando de Rojas berühmter Tragikomödie sollte sie die beiden verkuppeln. Diese Vorstellung beruhigte Luisa und in gewisser Weise auch Rosa selbst.

Doch es ist schwer, die Strömung eines Flusses aufzuhalten, wenn er einmal seine Kraft entfaltet hat. Denn Folgendes geschah: Rosas Gefühle für Abel, die sie empfunden hatte, als sie sich kennenlernten, erwachten erneut und wurden jeden Tag stärker. Ihr Verstand sagte ihr, dass sie Luisa helfen wollte. Ihrem Herzen war dies jedoch unmöglich.

Und Abel ging es nicht anders. Die Erinnerung an das hübsche, schüchterne Mädchen auf dem Dorffest wurde von Rosas lebendiger Frische hinweggefegt. Das ganze Dorf bemerkte, was da geschah, nur die Beteiligten selbst verschlossen die Augen, während die Frauen im Ort bereits wussten: Drei sind einer zu viel.

Am Ende geschah dann das Unvermeidliche. Eines Abends gestand Abel Rosa seine Liebe, und sie hatte nicht die Kraft, ihn zurückzuweisen. Drei Monate später waren sie verheiratet.

Beide brachten sie nicht den Mut auf, der Freundin gegenüberzutreten und ihr die Wahrheit zu sagen. Sie ließen jede Gelegenheit verstreichen, in der abwegigen Hoffnung, dass sich noch eine bessere bieten würde. Und so kam es, dass weder Rosa noch Abel der scheuen Luisa jemals erklärten, was geschehen war. Am Tag ihrer Hochzeit sahen sie sie zum letzten Mal.

Sechzig Jahre später und längst verwitwet, musste Rosa jetzt an die vollständig in Schwarz gekleidete Freundin denken, die ganz hinten in der Kirche stand. Als der Priester sagte: »Und jetzt dürfen Sie die Braut küssen«, öffnete Luisa die Tür, ging hinaus und verschwand für immer. Dass es für immer war, ahnte Rosa in diesem Augenblick natürlich nicht.

Am Anfang vermisste sie Luisa nicht in all ihrem Glück. Erst nach ein paar Wochen fasste sie sich ein Herz und beschloss, die Freundin zu besuchen. Doch ihre Eltern sagten ihr, dass Luisa das Dorf verlassen hatte. Und nie sollte Rosa erfahren, wohin sie gegangen war.

»Ach, Luisa!«, seufzte die alte Dame nun in die Nacht. »Dass du damals gegangen bist, haben wir nie ganz verwunden.« Allerdings hatten sie und Abel ihre Entscheidung niemals angezweifelt. Sie hatten sich bis zum Schluss leidenschaftlich geliebt, und der einzige Schatten in ihrem Leben war, dass sie keine Kinder bekommen konnten.

Ungesagte Worte sind wie Anker, die uns an die Tiefe ketten, hatte Rosa sich oft gesagt. Und in dieser Nacht wurde ihr bewusst, dass die Worte, die sie vor ihrer Hochzeit versäumt hatte, Luisa zu sagen, immer noch sehr schwer wogen.

Womöglich waren dies die einzigen Schulden, die sie noch zu begleichen hatte. War es nun zu spät dafür?

Die alte Frau öffnete die Schublade ihres Nachttisches und nahm ein vergilbtes Foto von Abel an ihrem ersten Weihnachtsfest nach ihrer Hochzeit heraus. Darauf lachte er fröhlich, weshalb es ihr Lieblingsfoto war.

»Abel, du hast immer gesagt, dass nichts ohne Grund geschieht, nicht wahr? Es hat einen Grund, dass sie das Postamt in unserem Dorf schließen und Sara versetzen wollen. Genauso wie es kein Zufall ist, dass sie es ausgerechnet mir erzählt hat, einer armen Alten mit einem Herzen, das so müde ist wie ein klappriger Traktor.«

Sie lächelte, als ihre Lippen das Foto berührten.

»Es ist sicher kein Zufall, dass ich mich ausgerechnet heute Nacht, in der ich Saras Neuigkeiten erfahren habe, an Luisa erinnere.«

Sie schwieg für einen Moment.

»Irgendjemand wartet darauf, dass ich etwas tue, Abel! Vielleicht Sara oder du oder Luisa ... Und weil ihr verrückt seid, glaubt ihr, dass ich es schaffen kann. Das habe ich nun davon, dass ich mein ganzes Leben lang so entschlossen und starsinnig war ... Aber ich bin keine zwanzig mehr, Abel, wenn ich dich daran erinnern darf!«

Nachdenklich blickte sie auf das Foto.

»Allerdings: Die Katze lässt das Mäusen nicht.« Ein verschmitztes Lächeln glitt über ihre Lippen. »Und vielleicht, nur vielleicht, finde ich ja doch eine Möglichkeit, etwas für Sara und das Postamt von Porvenir zu tun. Und kann dabei noch meine Schulden begleichen.«

Sie drückte das Foto an ihre Brust und schloss die Augen.

Und bevor sie fest einschlief, träumte sie, wie sie langsam zum Postamt ging, eintrat und vor dem Schalter stehen blieb. Sie führte ihre Hand unter den Stoff ihres Mantels und suchte etwas, genau dort, wo sich ihr Herz befand.

Rosa

Porvenir, 9. November

Liebe Luisa,

bitte ZERREISS DIESEN BRIEF NICHT. Jedenfalls nicht sofort.

Gib dieser Nachricht und mir eine Chance. Mit diesen Worten und auf Deine Großzügigkeit hoffend, wage ich es, Dich zu bitten, uns ein paar Seiten zu gewähren, bevor Du über unser Schicksal entscheidest.

Ich bin sicher, dass Du meine Schrift wiedererkannt hast, so wie ich auch nach all den Jahren Deine Schrift sofort wiedererkennen würde. Du weißt, wer ich bin, auch wenn mein »L« nicht mehr ganz so aufrecht ist wie früher und mein »F« nicht mehr ganz so elegant, wie unsere Lehrerin es uns beigebracht hat.

Entschuldige, ich schweife vom Thema ab ... Diese schlechte Angelegenheit hat sich mit den Jahren leider noch verschlimmert. Inzwischen verlaufe ich mich nicht mehr nur beim Reden, sondern auch beim Beten oder Denken zwischen meinen eigenen Worten.

Ich weiß, dass ich nach über sechzig Jahren nicht das Recht habe, Deinen Frieden zu stören. Glaub mir, ich würde es nicht tun, wenn es nicht absolut unvermeidlich wäre. Ich weiß auch, dass ich Dir diesen Brief schon vor vielen Jahren hätte schicken sollen. Wahrscheinlich wird es kein Trost für Dich sein, dass ich ihn im Grunde schon vor langer Zeit geschrieben habe. Denn das, was Du nun liest, ist wohl die hundertste Fassung eines Briefes, an dem ich seit Jahrzehnten schreibe.

Eine Version davon habe ich sogar mal länger als sechs Monate in der Tasche mit mir herumgetragen und niemals den Mut gefunden, sie

abzuschicken. Jedes Mal, wenn ich vor dem Briefkasten stand, haben meine Hände derartig gezittert, dass ich ihn nicht einwerfen konnte ... Am Ende war der Brief so zerknittert, dass die Adresse kaum noch lesbar war.

Und so vergingen die Zeit und das Leben.

Irgendwann war dann das, was so unerlässlich schien wie die Luft zum Atmen, zwar noch nötig, aber nicht mehr zwingend. Später war es dann nur noch wichtig und schließlich nur noch ein Vorsatz, den man für das neue Jahr fasste.

Weißt Du noch, wie Du am Neujahrstag immer über meine guten Vorsätze gelacht hast, als wir noch jung waren? Ich habe damit angefangen, als Tante Margarita mir zu Weihnachten die Holzkiste mit den aufgemalten Feen schenkte. Am 31. Dezember haben wir dann vor dem Schlafengehen zusammen meine guten Vorsätze aufgeschrieben und den Zettel in die Kiste gelegt. Ich frage mich, wo sie wohl jetzt ist ...? Damit meine ich nicht Tante Margarita. Die liegt in dem Grab mit der Nummer 2011F, zwischen 2011E, wo meine Eltern begraben sind, und 2011G von Herminia aus dem Tabakladen.

Ich frage mich, wo die Kiste wohl geblieben ist ...

Bei meinen guten Vorsätzen ging es meistens um Dinge wie die Wohnung zu streichen oder meine Schwester zu besuchen und mehr Sport zu machen oder einen Kochkurs. Den Brief an Dich zu schreiben gehörte immer dazu. Und dennoch hat es bis zu diesem Jahr gedauert, dem ersten ohne Vorsätze übrigens, dass ich es endlich tue.

Jetzt fragst Du Dich wahrscheinlich, warum ich mir nach all der Zeit der Listen mit Vorsätzen im letzten Januar nichts für das neue Jahr vorgenommen habe. Um ehrlich zu sein, hatte ich Zweifel, ob ich das nächste Weihnachtsfest überhaupt noch erlebe: Vor elf Monaten hat der Arzt mir gesagt, dass mein Herz sehr schwach ist. Vor ein paar Wochen war ich noch einmal beim Arzt und habe ihn gefragt, warum ich immer noch lebe, und er meinte, dass das Gute am Altern ist, dass auch die schlechten Dinge langsamer vonstattengehen. Und so kommt es, dass ich noch immer auf der Erde weile.

Und nun, da Weihnachten wieder vor der Tür steht und ich ein weiteres Jahr überstanden habe, ist mir wie jedes Jahr dieser Brief an Dich in den Sinn gekommen.

In den vergangenen sechzig Jahren habe ich vier Mal die Küche gestrichen, mich zu Gartenkursen an- und wieder abgemeldet und mir als Köchin einen Namen gemacht. Aber dieser Brief an Dich – das ist der eine Vorsatz, der noch auszuführen ist. Die eine Erklärung, die ich dir schulde und die mir seit Jahren auf der Seele brennt. Dein Brief und Du, Ihr seid die Schulden, die ich noch zu begleichen habe.

Warum ich Dir ausgerechnet heute schreibe? Ich will Dir den wahren Grund gestehen: Eine junge Frau, die ich sehr mag, Sara, hat Probleme. Sie ist die Briefträgerin hier in Porvenir und meine Nachbarin. Mit Recht fragst Du nun, was das mit Dir zu tun hat. Aber das hat es, und ob.

Sara soll nach Madrid versetzt werden, weil sie das Postamt in unserem Dorf schließen wollen. Wir haben dann keinen Postboten mehr hier. Du weißt ja, dass die jungen Leute heutzutage alles über Computer verschicken, sodass es ausreicht, wenn den wenigen Alten, die noch hier leben, ein Mal pro Woche die Post mit dem Lieferwagen zugestellt wird.

Doch nun bin ich auf eine Lösung gekommen, wie ich etwas für diese junge Frau tun kann und für Porvenir. Und gleichzeitig meine alte Schuld bei Dir begleichen kann.

Du wirst es kaum glauben, aber auf diese Lösung bin ich durch einen Traum gekommen. Ich war in einem Postamt und habe einen Brief, auf den ich Deinen Namen geschrieben hatte, aus meinem Mantel gezogen. Sara braucht einen Brief, um ihn zustellen zu können. Und ich muss einen Brief schreiben, um Dir endlich die Wahrheit sagen zu können nach all den Jahren.

Damals hat mir der Mut dazu gefehlt, aber nun sollst Du es wissen: Ich habe mich auf den ersten Blick in Abel verliebt, und ich liebe ihn immer noch, obwohl er nun schon seit fast dreißig Jahren tot ist. Aber was macht das schon, wenn ich noch immer seine Gegenwart spüre?

Abel ist mit dem Auto verunglückt. Vielleicht hast Du davon erfahren, auch wenn ich Dich nicht bei der Beerdigung gesehen habe. Wir konnten keine Kinder bekommen. Das war das einzige Glück, das Gott uns nicht zugestanden hat.

Dass er und ich uns ineinander verlieben, war nicht der Plan, den wir beide damals ausgebeckt haben, ich weiß. Es lag auch nicht in meiner Absicht. Es ist einfach so geschehen.

Du abnst nicht, wie oft ich an jenen Regentag gedacht habe, an dem wir beide uns in die Marien-Wallfahrtskapelle geflüchtet haben, ohne zu wissen, was uns dort erwartete: die glückliche und die unerfüllte Liebe. Zwei Seiten einer Münze, die Abels Namen trug. Dort haben wir ihn zum ersten Mal gesehen, erinnerst Du Dich?

Über die Jahre ist es für mich zur Qual geworden, an der Kapelle vorbeizugehen. Seit einem halben Jahrhundert war ich nicht mehr dort. Und Du? Vielleicht sind die Holzbalken ja längst morsch geworden. Und ob der Türklopfer mit dem schielenden Engel noch da ist? Er muss inzwischen längst verrostet sein ...

Ich kann Dich nicht um Verzeihung bitten, weil ich das, was geschehen ist, nicht bereue. Ich will auch nicht versuchen, alles zu erklären. Ich habe Dich hintergangen. Nicht, indem ich mich in Abel verliebt habe oder zuließ, dass er sich in mich verliebte. Nein. Ich habe Dich verraten, weil ich es Dir nicht gesagt habe, weil ich hingenommen habe, dass uns diese Sache entzweit hat, ohne Dir die Hand zu reichen. Ich war glücklich und habe Dich davon ausgeschlossen. In unserem Leben wäre Platz für Dich gewesen, doch wir haben ihn Dir nicht angeboten.

Wenn man hintereinander aufschreiben würde, wie oft ich gesagt habe: »Wenn ich das Luisa erzählen könnte!«, wäre das Ergebnis länger als die Chinesische Mauer. Natürlich hatte ich andere Freundinnen. Du sicher auch. Aber ich wünsche mir so sehr, dass, auch wenn Du mich all die Jahre über sicher gehasst hast, keine von ihnen den Platz eingenommen hat, den ich einst innehatte.

Den Deinen hat in meinem Herzen jedenfalls niemals jemand anderes erobern können.

Wenn ich an Dich denke, kommen mir eine Menge Fragen in den Sinn. Die wichtigste davon ist: Bist Du glücklich geworden? Ich wünschte, ich könnte hören, wie Du Ja sagst! Hast Du geheiratet? Hast Du Kinder? Hast Du gearbeitet? Warst Du jemals in Paris, wovon Du doch immer geträumt hast? Hast Du irgendwann tatsächlich Tango tanzen gelernt?

Wohin bist Du gegangen, Luisa? Am Anfang habe ich gedacht, dass Du Dich in Eurem Haus versteckst und einfach nur nicht mehr ins Dorf kommst. Doch nach einer Weile habe ich dann geglaubt, was Deine Eltern mir gesagt haben: dass Du Porvenir wirklich verlassen hast.

Solange Deine Eltern lebten, hatte ich die Hoffnung, dass Du früher oder später zurückkommen würdest. Nachdem sie gestorben waren, gab es immerhin noch Deinen jüngeren Bruder. Er war selten hier im Ort. Ich nehme an, wenn er etwas brauchte, ist er lieber in die Stadt gefahren. Wie ich gehört habe, hat er spät geheiratet und ist dann mit seiner Frau nach Deutschland gezogen.

So sind die Jahre vergangen. Irgendwann habe ich dann gedacht, dass ich Dich nie mehr wiedersehen und dass Euer Haus verfallen würde. Dass damit auch ein Teil meines Lebens, meiner Kindheit, unter den alten Steinen und dem Unkraut begraben sein würde. Das hat mich sehr traurig gemacht. Doch dazu ist es nicht gekommen. Das Haus ist zwar immer verschlossen, aber irgendjemand scheint sich in letzter Zeit darum zu kümmern. Der Garten ist nicht mehr so verwildert, und jemand zupft am Eingang das Unkraut aus.

Das hat mich dazu veranlasst, Dir jetzt diesen Brief zu schreiben. Du wirst ihn finden, oder derjenige, der sich für Dich um das Haus kümmert. Ich weiß, dass Du früher oder später diese Zeilen lesen wirst. Ich spüre, dass Du darauf wartest.

Ich vermisse Dich noch immer, Luisa, und wenn ich vor dem Einschlafen die Augen schließe, sehe ich vor mir, wie wir zusammen über die Feldwege zur Schule gehen. Und ich hoffe, dass auch Du Dich nach Deiner Rosa sehnst, dem kleinen Wildfang, der Dich so oft in Schwierigkeiten gebracht hat. Diese Rosa ist im Laufe der Zeit ver-

schwunden. Ist das Gleiche mit der Luisa geschehen, die ich so sehr vermisse?

Wenn noch irgendetwas von dem Mädchen vorhanden ist, das keiner Fliege etwas zuleide tun konnte, ist es das, woran ich mich nun wende.

Ich weiß, dass dieser Brief sehr spät kommt. Und ich erwarte auch nicht, dass Du mir antwortest. Ich schreibe nicht mal meinen Absender darauf. Aber ich möchte Dich um eines bitten:

Sara, die eine Frau ist wie Du oder ich, hat gerade etwas erfahren, was ihr Leben vollkommen verändern wird und sie sehr unglücklich macht. Vielleicht bist Du ihr schon einmal begegnet, sie ist in unserem Dorf aufgewachsen. Nun hat sie drei Kinder, die ebenfalls fröhlich durch unsere Straßen laufen. Obwohl sie es nicht leicht hat, hat sie für jeden immer ein Lächeln übrig. Und nun will ihr Chef sie versetzen lassen und uns wegnehmen.

Das würde bedeuten, dass es nach über hundert Jahren in Porvenir kein Postamt und keinen Briefträger mehr gäbe. In Madrid ist man davon überzeugt, dass wir nicht gern Briefe schreiben oder welche bekommen. Was für eine Unverschämtheit! Ich würde Dir all das nicht erzählen, wenn es nicht in Deiner Hand läge, Sara und unserem Dorf zu helfen. Wie Du das machen kannst? Ganz einfach: genauso wie ich. Schreib einen Brief. Es ist völlig egal, ob er kurz oder lang, gut oder schlecht geschrieben ist. Und schick ihn dann an jemanden, der auch in diesem Dorf lebt, denn er wird sicher verstehen, wie schwierig es sein wird, allein und fern von der Heimat seine Kinder großzuziehen. Selbst wenn Du die Person, die den Brief erhalten wird, nicht kennst, verbringe mit ihr ein paar Minuten. Auf diese Art werden wir alle zusammen eine Kette aus Worten knüpfen, die so lang ist, dass sie bis in die Stadt reicht, und so fest, dass auch dort niemand sie zerreißen kann.

Liebe Luisa, ich werde wissen, dass Du noch da bist und meinen Brief gelesen hast, wenn ich sehe, dass Saras Postsack wieder gefüllt ist. Im Voraus schon einmal vielen Dank dafür.

Leb wohl.

Ich habe Dich lieb

Rosa

PS: Ich erinnere mich daran, wie sehr Du den Lavendel geliebt hast. Deshalb habe ich den Brief mit Lavendelöl betupft. Ich hoffe, dass der Duft alle schlechten Erinnerungen vertreibt und dass Du meinen Plan unterstützt.

Stimmen aus der Vergangenheit

Ihr Brief, mein lieber, guter Wohltäter, hat mich mit der Heftigkeit eines Blitzes getroffen. Er hat mich derart bewegt, dass ich nur mühsam die Tränen zurückhalten konnte. Ich denke nun, dass er eine tiefe Spur in meiner Seele hinterlassen hat. (...) Alle Menschen, die mir nahestehen, sehen auf meine schriftstellerischen Bemühungen herab und geben mir immer wieder den freundschaftlichen Rat, meine derzeitige Beschäftigung um des Schreibens willen nicht aufzugeben.

ANTON TSCHECHOW AN DMITRI GRIGOROWITSCH

Alma blickte überrascht auf den verschlossenen Umschlag.

Sie hielt ihn mit beiden Händen fest, als hätte sie Angst, dass er davonfliegen könnte. Vielleicht fürchtete sie auch, er könnte zwischen ihren Fingern zu Staub zerfallen. Das Papier war sehr dünn, und der Name des Empfängers war in zittrigen, unregelmäßigen Buchstaben mit der Hand geschrieben.

Es stand kein Absender darauf.

Sie schüttelte den noch geschlossenen Brief ein wenig, als könnte sie ihn so zum Sprechen bringen. Ein feiner süßlicher Geruch stieg von ihm auf und legte sich über die mit alten Laken bedeckten Möbel. Sie versuchte zu erkennen, was für ein Duft es war, und schnupperte an dem Umschlag.

»Lavendel!«, rief sie schließlich glücklich aus, froh, etwas Vertrautes gefunden zu haben.

Ein paar Stunden zuvor war sie erwacht. Ihr ganzer Körper war verspannt, und ihre Laune war nicht viel besser gewesen. Immer wenn sie zum ersten Mal in einem fremden Bett schlief, fühlte sie sich am nächsten Morgen wie zerschlagen. Und diese durchgelegene Matratze war seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt worden.

Sie hatte sich in dem größten Zimmer im oberen Stockwerk des Hauses einquartiert, weil ihr die himmelblauen Wände und der große Schrank mit der Spiegeltür, der dem Bett gegenüber stand, gefallen hatten. Außerdem meinte sie sich zu erinnern, dass sie sich als Kind manchmal zwischen den Kleidern und Mottenkugeln in diesem Schrank versteckt hatte.

An das schmiedeeiserne Kopfende des Bettes gelehnt, betrachtete Alma sich im Spiegel. Sie blies sich den kastanienfarbenen Pony aus der Stirn. Ihre Mutter hatte sie zu diesem jungenhaften Kurzhaarschnitt überredet. Warum nur hatte sie auch diesmal wieder auf sie gehört? Denn das Ergebnis gefiel ihr ganz und gar nicht. Wobei sie an diesem Morgen so ziemlich alles störte, was sie im Spiegel sah. Die Ereignisse der letzten Monate hatten ihre Spuren hinterlassen. Unter ihren honigfarbenen Augen lagen dunkle Schatten, und ihr Gesicht war sehr blass.

Sie beschloss, dass es wohl das Beste wäre, eine warme Dusche zu nehmen, um in Schwung zu kommen und sich der Aufgabe zu stellen, die sie an diesen abgelegenen Ort geführt hatte.

Im Badezimmer öffnete sie das Fenster, und während sie sich vom Wasser berieseln ließ, richtete sie den Blick auf die Felder. Das war das Gute daran, so abgelegen zu wohnen: Es gab keine Nachbarn, die einen sehen oder stören konnten. Zum ersten Mal, seit sie nach Porvenir gekommen war, lächelte Alma.

Im nächsten Moment, so als wollte das Schicksal ihr das Gegenteil beweisen, bemerkte sie, wie sich ein kleiner Lieferwagen über den Feldweg dem Haus näherte. Die grellgelbe Farbe verriet ihn schon von Weitem: Es war ein Postauto. Sie beachtete es

nicht weiter. Schließlich war das Haus seit zwanzig Jahren unbewohnt.

Sie hörte das Quietschen der Bremsen, als der Wagen vor dem Haus hielt. Eine Postbotin stieg aus. Von dort, wo sich Alma befand, konnte sie ihr Gesicht nicht erkennen, nur das rote Haar. Das letzte Stück des Weges legte die gerade Angekommene zu Fuß zurück. Eine vollschlanke Frau mit weichen Bewegungen und leichtem Schritt.

Vor dem weißen Holzzaun blieb sie stehen. Die Postbotin schien nicht weniger überrascht zu sein als sie selbst. Sie blickte sich im Garten um, unschlüssig, ob sie ihn betreten sollte. Dann hob sie den Blick und sah suchend zu den Fenstern des Hauses hoch.

Alma hielt den Atem an.

Einem seltsamen Reflex folgend, trat sie vom Fenster zurück und verließ das Badezimmer. Sie wollte von niemandem hier gesehen werden. Noch nicht. Vorher musste sie sich erst einigen Fragen stellen, und mit ein wenig Glück würde sie in diesen Räumen vielleicht ein paar Antworten finden.

Sie schlich die alte Steintreppe hinunter, die direkt ins Wohnzimmer führte. Neben dem Kamin aus gebrannten Ziegeln hielt sie inne. Auf dem Sims hatte jemand ein paar Fotos zurückgelassen, die in Bilderrahmen steckten, stumme Zeugen der Einsamkeit.

Sie blickte sich um. In diesem Zimmer schien die Zeit stehen geblieben zu sein. Alles war von Staub bedeckt, und nur zwei Dinge passten nicht hierher: ihr grüner Rucksack und die Umhängetasche. Beides hatte sie auf dem Sofa, das dem Kamin gegenüber stand, abgestellt.

Am Abend zuvor war sie erst sehr spät mit dem Taxi angekommen und zu Bett gegangen, ohne sonst irgendetwas anzurühren. Sie war sich sicher gewesen, dass am nächsten Morgen alles einfacher sein würde. Allerdings hatte sie nicht mit diesem frühen Besuch gerechnet. Doch da die Fensterläden noch geschlossen waren, fühlte sie sich sicher.

Auf dem kleinen Weg, der durch den Garten führte, näherten sich Schritte. Erstaunt sah Alma, wie unter der Haustür ein leicht zerknitterter malvenfarbener Briefumschlag durchgeschoben wurde. Alma starrte auf den Brief, der unschuldig auf den Terracotta-Fliesen des Wohnraums lag, und ahnte nicht, dass sein Inhalt ihr Leben für immer verändern würde.

Ein Stromanbieter oder die Wasserwerke würden niemals einen solchen Umschlag benutzen. Es muss ein persönlicher Brief sein, dachte sie. Ein Irrtum wahrscheinlich. Denn wer würde an eine Adresse schreiben, wo seit so langer Zeit niemand mehr wohnte?

Doch als sie den Brief aufhob, stellte sie fest, dass die Adresse stimmte. Was sie allerdings noch viel mehr überraschte, war der Name, der auf dem Umschlag stand: Luisa Meillás.

Eine Viertelstunde später stand Alma noch immer im Morgenmantel mitten im Wohnzimmer und hielt den Brief ungeschlüssig in den Händen. Sie wusste nicht so recht, was sie damit anfangen sollte. Sollte sie ihn öffnen? Ihn aufbewahren? Ihn vernichten? Sie beschloss, sich erst einmal anzuziehen.

Daher legte sie den Brief auf den Kaminsims, nahm ihren Rucksack und ging wieder in das blaue Zimmer hinauf. Dort verstaute sie die Kleidungsstücke, die sie mitgebracht hatte, ihre Turnschuhe und die niedrigen Stiefel.

Von den Wäldern und Wiesen, die das Dorf umgaben, hatte sie nur noch eine vage Vorstellung. Sie wollte wenigstens einmal die Gegend erkunden, um ihren Erinnerungen nachzugehen. Als Kind war ihr alles riesengroß und geheimnisvoll erschienen. Allerdings war sie sich sicher, dass die Zeit, die inzwischen vergangen war, dem Ganzen ein vernünftiges Maß verleihen würde.

Als sie die Schranktüren öffnete, flogen ihr torkelnd ein paar Motten entgegen, die wohl schon viel zu lange auf die Freiheit gewartet hatten. Bei der Vorstellung, wie sie sich in dem halb leeren Gefängnis gelangweilt hatten, musste Alma lächeln.

Denn in dem Schrank befanden sich nur ein paar vergessene Kleiderbügel, eine alte Männerhose und eine Flickendecke, die sie noch nie gesehen hatte.

Sie hängte ihre Sachen hinein und ließ die Tür offen, damit der modrige Geruch abziehen konnte. Das Beste, was sie in diesem Haus tun konnte, um nicht im Staub zu ersticken, war zweifellos, alle Fenster und Türen aufzureißen.

Sie öffnete das Fenster in ihrem Zimmer und stieß die Läden weit auf. Das Gleiche machte sie in allen anderen Räumen des oberen Stockwerks. Es gab insgesamt fünf Schlafzimmer und zwei Badezimmer. Sie überlegte, die Tücher von den Möbeln zu nehmen, wie sie es in dem blauen Zimmer, in dem sie geschlafen hatte, getan hatte, kam jedoch zu dem Schluss, dass es sich für ein paar Tage nicht lohnte.

Es überraschte sie, dass alles so aufgeräumt war. Sie hatte immer gedacht, dass unbewohnte Häuser als Rumpelkammer für vergessene, unnütze Dinge dienten. Hier jedoch lag nichts herum. Alles war am rechten Platz und schien darauf zu warten, dass jeden Moment wieder jemand einzöge.

Auf dem Speicher sieht es sicher nicht so ordentlich aus, sagte sich Alma, und der Gedanke hielt sie davon ab, ihn sich näher anzusehen. Stattdessen ging sie die Treppe hinunter, um auch im Erdgeschoss überall zu lüften. Unten angekommen, griff sie nach ihrer Tasche, die ihr Handy, ein Notizbuch, eine Müslipackung und mehrere Teebeutel enthielt.

Vorsichtshalber öffnete sie nur einen Laden des großen Wohnzimmerfensters. Dann ging sie in die Küche, die im hinteren Teil des Hauses lag. Unter großen Mühen bekam sie die kleine Holztür auf, die sich verzogen hatte und in den hinteren Garten führte. Die bereits hoch stehende Morgensonne blendete sie. Sie trat hinaus, ging ein paar Schritte und verspürte ein lang entbehrtes, tief in ihr verborgenes Wohlgefühl. Sie holte tief Luft, ging in die Hocke, wühlte mit der Hand in der Erde und griff hinein. Dann schloss sie die Augen.

Etwa fünf Jahre alt war sie damals gewesen. Beim letzten Mal, als sie hier war. Mit riesigen Gummistiefeln war sie durch die von grünen Blättern bedeckten dunklen Erdfurchen gestapft. Übermütig war sie in jede Pfütze gesprungen, hinter sich eine lachende, freundliche Stimme: »Achtung, Señores und Señoras, hier kommt der gestiefelte Kater!«

Die Erinnerung an diese Stimme rief ihr wieder den Brief in Erinnerung, und sie entschied sich, ihn zu holen.

Unter dem großen Kirschbaum sitzend, der noch genau so dastand wie früher, strich sie vorsichtig mit den Fingern über den Umschlag.

Alma glaubte nicht an Zufälle.

Es war gerade mal vierundzwanzig Stunden her, dass sie ihren Rucksack zugemacht hatte. Ohne groß nachzudenken, hatte sie die wenigen Sachen eingepackt, die sie auf ihr Abenteuer in Porvenir mitnehmen wollte.

Während sie packte, war ihre Mutter ihr laut schimpfend durch den Flur hinterhergelaufen. Sie verstand nicht, wieso ihre Tochter so plötzlich verreisen wollte. Als Alma die Tür ihres Dachzimmers hinter sich schloss, meinte sie zu hören, wie ihre Mutter aufgeregt ihren Vater anrief.

So hatte ihr vierundzwanzigstes Lebensjahr begonnen.

Ohne irgendjemandem Bescheid zu sagen, war sie zum Bahnhof gegangen und in den Zug gestiegen. Während sie sich leichten Herzens von den Betonklötzen und den Fabriken verabschiedete, las sie noch einmal das offizielle Schreiben, das pünktlich zu ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag eingetroffen war.

Hiermit möchten wir Ihnen mitteilen, dass, dem Wunsch des vorherigen Besitzers gemäß, das Eigentum an der Casa Meillás und dem dazugehörigen Grundstück in der Ortschaft Porvenir ab sofort an Sie übergeht. Sie können es sogleich in Besitz nehmen und von nun an frei darüber verfügen.

Das ordnungsgemäß vom Notar beglaubigte Dokument in der einen Hand, hatte sie die andere fest um die beiden Schlüssel geschlossen, die in demselben gepolsterten Umschlag gelegen hatten. Sie hatte gespürt, wie die Zähne der Schlüssel sich schmerzhaft in ihre Handflächen drückten.

Der Schmerz ließ sie die Hand wieder öffnen, wobei ihr gleichzeitig klar wurde, dass ihr nun tatsächlich etwas gehörte. War sie wirklich die Eigentümerin dieses Hauses? Warum? Spielte ihr jemand einen Streich? Schließlich kannte sie das Haus und den Ort Porvenir kaum! Sie erinnerte sich daran, dass sie dort Kirschen direkt vom Baum gegessen hatte. Auch ein verwunschener Garten, ein blaues Zimmer und ein großer Spiegelschrank waren ihr im Gedächtnis geblieben. Mehr jedoch nicht. Sie strengte sich an, damit ihr vielleicht noch etwas einfallen würde, doch alles verschwand in dichtem Nebel. Und wie sollte sie über die Zukunft von etwas entscheiden – auch wenn es nur ein altes Steinhaus war –, wenn sie nicht einmal in der Lage war, ihre eigene Zukunft in die Hand zu nehmen?

Sie dachte an all die Diskussionen, die sie mit ihren Eltern geführt hatte, nachdem sie ein paar Jahre zuvor mit hervorragenden Noten ihr Philologiestudium abgeschlossen hatte. Die Eltern waren der Meinung, dass sie sich um eine Stelle als Lehrerin bewerben sollte. »Du brauchst ein sicheres Einkommen, Kind«, hatte ihre Mutter gesagt, und ihr Vater hatte sich bereit erklärt, dass er ihr, sollte sie eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben, mit ein paar guten Kontakten den Einstieg erleichtern könne. Er würde ihr helfen, ein Stipendium zu bekommen, damit sie mit ihrer Doktorarbeit beginnen könne. Und nach der Doktorarbeit kämen dann die wohlbekannten Auswahlverfahren bei der Bewerbung um eine Stelle an der Universität.

Zur Enttäuschung ihrer Eltern hatte Alma jedoch zunächst einen Job in einem Modegeschäft angenommen. Sie versicherte den beiden, dass es nur eine vorübergehende Beschäftigung wäre, während sie die Entscheidung traf, was sie mit ihrem

Leben anfangen wollte. Allerdings war ihr damals bereits klar gewesen, dass sie nicht bereit war, sich noch jahrelang mit irgendwelchen Studien abzumühen, um irgendwann ein anständiges Gehalt zu verdienen.

Im Grunde ihres Herzens wusste sie ganz genau, was sie wollte, wagte jedoch nicht, es offen zu sagen. Während sie in der Kinderabteilung des Geschäfts Pullover auszeichnete, rezitierte sie leise ein paar Verse von Pablo Neruda. Zwischen zwei Kunden las sie schnell einige Gedichte von Gabriela Mistral, und in der Mittagspause schloss sie sich mit einem Buch von Lord Byron im Lager ein. Abends füllte sie Blatt um Blatt mit Metaphern und bildhaften Sätzen. Gedichte, die sie bei Wettbewerben einreichte und an Verlage schickte, in der Hoffnung auf eine Antwort, die, wenn auch in unterschiedlicher Form, doch immer die gleiche war: NEIN.

Alma wollte eine Dichterin sein. Aber wie sollte sie davon leben?

Zwölf Stunden später war sie in Porvenir angekommen. Mitten in der Nacht nahm sie das einzige Taxi, das an dem einsamen Bahnhof auf Kunden wartete.

Als sie den Schlüssel in das Schloss des alten Hauses steckte, flüsterte sie beschwörend: »In einer Sekunde kann sich alles verändern.« Dabei dachte sie an den Moment, in dem dieses Abenteuer begonnen hatte.

Als sie an ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag vor ihrer Torte saß, war sie kurz davor gewesen, dem Drängen der Eltern nachzugeben. Beinahe hätte sie ihnen versichert, dass sie sich nicht länger Sorgen zu machen brauchten, dass sie sich um eine Stelle bei der Europäischen Union bewerben würde. Die Poesie musste sie deshalb ja nicht aufgeben. Schließlich konnte sie sich damit auch in ihrer Freizeit beschäftigen. Sie konnte zu Dichterlesungen gehen, an Schreib-Workshops teilnehmen, und natürlich würde der Gedichtband von Lord Byron sie überallhin begleiten.

Doch nach dem Auspusten der Geburtstagskerzen war wie durch Magie auf einmal alles anders gewesen. Ihr Vater gab ihr einen großen Umschlag, dessen Inhalt für ihn genauso rätselhaft war wie für seine Tochter. Dieser wurde, als sie die offiziellen Dokumente darin fand, beinah schwindelig.

Eine handgeschriebene Nachricht lag bei den notariellen Bekundungen:

Wenn Du diese Worte liest, liebe Alma, bedeutet das, dass ich Deinen dreiundzwanzigsten Geburtstag nicht mehr erlebe. Du ahnst nicht, wie gern ich bei Dir wäre, um von Deinen Träumen und Deinen Zukunftsplänen zu erfahren! Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Es sollte nicht sein, daher wirst Du mein Geschenk nach meinem Tod von einem Notar erhalten.

Gern hätte ich Dir diese Schlüssel an Deinem heutigen Geburtstag persönlich übergeben und Dich auf Deiner Reise begleitet. Dir jeden Winkel gezeigt und mit Dir zusammen meine Erinnerungen wiederentdeckt, die ich in dem Haus meiner Kindheit zurückgelassen habe, um zu sehen, wie die Zeit mit ihnen umgegangen ist. Ich habe mir so sehr gewünscht, noch einmal mit Dir gemeinsam dorthin zu fahren, um mit meiner Vergangenheit Frieden zu schließen.

Nun wirst Du dies für mich tun. Allein. Und ganz allein wirst Du eine Entscheidung treffen. Wie sie auch aussehen wird, es wird die richtige sein. Ich liebe Dich.

Als sie jetzt, an diesem sonnigen Morgen, unter dem Kirschbaum saß, hatte Alma das Gefühl, Lichtjahre von den Diskussionen mit ihren Eltern entfernt zu sein, von ihrer Geburtstagsfeier, dem Zimmer unter dem Dach, den asphaltierten Straßen der Stadt, dem Modegeschäft. Die Zukunft war nirgendwo zu entdecken, und die erste Entscheidung, die sie nun vor allen anderen treffen musste, betraf einen Brief in einem malvenfarbenen Umschlag.

Gedankenverloren zeichnete sie den Namen der Empfängerin nach, *Luisa Meillás*, die ehemalige Besitzerin dieses Hauses.

Luisa Meillás, ihre Großmutter.

Wer hatte sich wohl die Mühe gemacht, an eine Frau zu schreiben, die schon seit mehr als fünfzehn Jahren nicht mehr lebte?